



Shimamura erinnerte sich, dass sie gemeinsam zu Abend aßen, der Student, die Frauen, Kiyo und er, an einem Fleck auf der Veranda, wo ein wenig mehr Luft durchging. Und dass der Himmel elektrisch war, schwarz und elektrisch, und jemand sagte, der Student, eine Frau, Shimamura: »Das ideale Wetter für Kugelblitze.«

Dr. Shimamura hatte zwei Wochen schon nicht geschlafen, und in dieser Nacht schlief er auch nicht. Er lag, saß, lag, saß auf der Veranda und fächelte sich. Kein Kugelblitz kam. Der Mond war fast voll, Wolken zogen vorbei, Shimamura blickte aufs Dach hinauf und auf den kopfstehenden Fisch, der dort als Ornament angebracht war. Jede Nacht schaute er ihn an. Sein Maul war offen, seine Schwanzflossen weit aufgespreizt, und im Gegenlicht, wenn der Mond durchkam, sah er aus wie eine gekrümmte Fontäne.

Dann ging das Mädchen übers Dach. Es glitt lautlos den First entlang, auf allen vieren, Hand über Hand, Zeh über Zeh. In der Mitte des Daches, bei den verbreiterten Traufen, blieb sie sitzen. Und putzte sich. Mit der Zunge über die Pfötchen und mit den Pfötchen durchs Gesicht. Der Mond kam und ging. Der gespreizte Fisch und das Mädchen, Schattenrisse im Gegenlicht. Dann zog sie sich aus. Sie zog das Nachtkleid aus, das Bettlaken, was immer sie trug, wenn sie nachts übers Dach ging, und sie zog ihre Menschenhaut aus, durch eine glatte Öffnung am Bauch, und ihr Menschenhaar schüttelte sie auch ab und putzte sich, als sie befreit waren, die Ohren. Ein Fellwirbel in der Drosselgrube. In den Kieferwinkeln und unter dem Sternum ging die Farbe von Gold in Weiß über, und über den ganzen Schweif hinweg bis zur Spitze lief auf Goldgrund eine *Linea alba*. Und dann kam jemand hinauf zu ihr. Jemand hing an den Traufen und erklimmte unter Qualen den First, ein Tollpatsch, der seine Hände, Füße, Tatzen nicht geordnet bekam und der ausglitt, als er sie mit der Schnauze anstoßen wollte, und über die Schindeln kollerte wie ein nasser Sack.

Wer war das? Der Student? Shimamura? Ein Tier?

Eine Weile ließ sie ihn zappeln. Sie lachte und bellte. Dann half sie ihm hinauf. Und der Mond verbarg sich hinter den Wolken.

Am nächsten Morgen erwachte Shimamura Shunichi mit einem Schlundkrampf und der Student war verschwunden. Der Schlundkrampf war mit einem Becher Wasser schnell behoben; der Student tauchte nicht wieder auf. Zunächst dachte man, er sei auf den Klippen, die Aussicht betrachten, oder sei nach Saiwa spaziert, doch als man die Kamera fand, die halb zerlegt im Vorraum der Küche lag, begann man sich zu wundern. Der ganze Haushalt des Fischhändlers wusste um die Liebe des Studenten zu seiner Kamera; warum, wenn er fort war, war die Kamera hier?

Shimamura Shunichi konnte sich nicht erinnern, was er unternahm, um den Studenten aufzuspüren. Er erinnerte sich nur an sein Fieber, das den Schlundkrampf abgelöst hatte, und dass die Frauen plötzlich wie Kletten an ihm hingen, mit Klagen, Bitten, Fragen, Beichten, Offerten.

»Und so blieb das«, sagte Shimamura Shunichi zu der Hausmagd, als sie wieder einmal den morgendlichen Wasserbottich herbeigeschleppt brachte und dabei heimlich auf den bettlägerigen Emeritus starrte, als sei er das Schönste auf dieser Welt: »So blieb das, Luischen, bis heute. Mein Fieber. Mein Anklang bei Frauen. Und der Student ward nie wieder gesehen.«

Nachdem er beschlossen hatte, sich wohl oder übel allein auf den Heimweg zu machen, besuchte Shimamura zum letzten Mal Kiyo. Man hatte sie aus dem hellen Raum in eine dunkle Kammer umquartiert, weil sie das Licht nicht gut vertrug. Shimamura fand sie mager, apathisch, schlecht durchblutet, und ihre Haut war nicht rein. Er perkutierte den Fazialisstamm vor dem Ohrläppchen. Kiyo weinte. Auch Kiyo klammerte ein wenig an Shimamura Shunichi, doch bald ließ sie los. Sie jammerte nach ihrem Stoffäffchen. Sie jammerte nach Tofu. Nichts befriedigte sie. Da schlief sie ein. Shimamura wies die Frauen an, Ei mit Honig zu verschlagen, um das Mädchen damit zu päppeln. Auch sei ihr Fuchs nun fort.

In der Rikscha, auf halbem Weg nach Tokyo, schrieb er seine letzte Diagnose für Professor Sakaki: Hysterie.

FÜNF

Shimamura Hanako arbeitete seit Jahren an einer Biografie ihres Sohnes. Seit so vielen Jahren arbeitete sie schon daran, dass sie den Punkt, da alles zu sehr in die Länge und Breite ging, längst überwunden hatte und sich nun allmählich zu der Meinung bekehrte, dass die ganze Angelegenheit eher dreißig als dreihundert Seiten verdiente und von Anfang an überschätzt worden war.

Natürlich schrieb Hanako heimlich. Passagen, die ihr zusagten, verbarg sie in Shunichis ausrangierter Pflanzenpresse, welche ihrerseits in einem grünen Stoffballen und unter dem Boden des Nordzimmers lag; Passagen, die sie verwarf, und das waren die meisten, steckte sie ins Feuer.

Zunächst hatte sie eine Art Festschrift anlässlich Shunichis Pensionierung geplant. Vielleicht hätte man sie einem der Festredner zustecken können, damit er eine gute Rede hielte und nicht nur von Wandmatten faselte. Doch die Festschrift war zu einer Art Bildungsroman entartet. Daraus war eine Familienchronik hervorgegangen. Diese war in einem Haufen Lügen versandet. Dann hatte Hanako plötzlich ihre eigenen Memoiren in Händen gehalten, in denen Shunichi, ihr einziger Sohn, nur ganz am Rande vorkam, obwohl er doch im Mittelpunkt ihres Lebens stand. In manchen Momenten waren auch einzelne Sätze entstanden, die man vielleicht sogar mit Gedichten verwechseln konnte und die das Leben im Allgemeinen und Shunichis Leben im Besonderen zu Feststellungen eindampften, in denen oft das Wort ›nicht‹ vorkam.

Jahr um Jahr schaute Shimamura Hanako ihrem Sohn beim Leben und ihrer Hand beim Schreiben zu. Da Shunichi nicht mit ihr sprach – nicht in Tokyo, nicht in Kyoto, auch in Kameoka nicht, und was hätte er auch schon mit ihr sprechen sollen, was soll man schon mit seiner Mutter besprechen? –, musste sich Hanako vieles selbst zusammenreimen, was sein Leben und dessen Sinn anbetraf.

Ein Leben, fand Hanako, zumal das eines gebildeten Mannes und insbesondere das ihres Sohnes, sollte unter einem einfachen Motto stehen. Dieses Motto, so hatte sie nach langen Überlegungen und nach der Lektüre sehr vieler Romane herausbekommen, musste in gewisser Weise edel, in gewisser Weise auch verzweiflungsvoll sein. Ohne das Verzweiflungsvolle war das Edle nämlich uninteressant, wurde staubig und verlor seinen Reiz.

Seit etwa acht Jahren grübelte Shimamura Hanako über ein Motto für Shunichis Leben nach, das ihren Pinsel leiten und verhindern könnte, dass so viele Seiten im Küchenherd landeten.

Lange hatte sie an *Pflicht und Neigung* festgehalten. Das bot sich schließlich an. Fast

alles handelte von *Pflicht und Neigung*; warum nicht auch Shunichis Leben? Leider fand Hanako keinen einzigen Hinweis auf *Neigung* in diesem Leben. Selbst das, wozu Shunichi geneigt schien, war immer der Pflicht entsprungen. »Nicht wahr?«, murmelte Hanako, deren Stimme allmählich zittrig und rau und deren Schreibhand immer knorriger wurde, und senkte den Kopf über ihr Manuskript. Verzweiflung, gewiss. Auch Edles natürlich; zum Beispiel die schönen Wandmatten in Kyoto, die Tobende vor Verletzungen schützten. Doch einen Konflikt zwischen Pflicht und Neigung fand sie nicht, und ohne Konflikt taugte dieses Motto nichts. Eine Weile – drei bis vier Jahre lang – hatte sie noch versucht, sich Neigungen für ihren Sohn auszudenken, schlimme, verantwortungslose, jeder Pflicht widersprechende Leidenschaften, welche zu bändigen all seine Kraft raubte, weshalb er oft fieberte und auch wissenschaftlich nicht so rege war wie seine Kollegen; doch Hanako verstand von solchen Dingen nichts und Shunichi ja hoffentlich auch nicht. Darum hatte sie das Motto eines Tages verworfen.

Dann war sie auf *Genie und Wahnsinn* verfallen.

Ende Februar 1922, als das Wetter plötzlich sehr schön geworden war, saß Shimamura Hanako jede Nacht neben ihrer schlafenden Schwippschwägerin Yukiko und schrieb unter diesem neuen Leitgedanken recht munter vor sich hin.

Nachdem Dr. Shimamura in der Präfektur Shimane dreiunddreißig Patientinnen geheilt hatte, die sich sämtlich vom Fuchs besessen glaubten, schrieb Hanako, kehrte er als gebrochener Mann nach Tokyo zurück. Und zwar war die Sache die: Der junge Medizinstudent Takaoka Yoshiro, der ihn begleitet hatte, war ihm abhanden- und vielleicht auch zu Tode gekommen, durch einen Sturz von einem hochgelegenen Ort, doch fand man nicht einmal seine Leiche. Obwohl Professor Sakaki Hajime, Dekan für Nervenheilkunde an der kaiserlichen Universität zu Tokyo und Dr. Shimamuras ehrenwerter Lehrer, ihn von jeglicher Schuld freisprach und auch die schmerzliche Korrespondenz mit Herrn Takaokas Familie ihm abnahm, bildete sich in Dr. Shimamuras Bewusstsein der Wahn heraus, dass er an Herrn Takaokas Verschwinden oder Ableben die Schuld trug. Und zwar war die Sache die: Dr. Shimamuras Konstitution, die bereits länger auf dem schmalen Grat zwischen Genie und Wahnsinn gewandelt war, hatte sich im Zuge der Heilung all der Patientinnen, besonders der letzten, eines sehr schweren Falles, allmählich immer weiter auf die Seite des Wahnsinns hingeneigt, bis er schließlich ...

Hanako strich *Genie* und ersetzte es durch *erfreuliches Talent*. Sie beschrieb hier schließlich ihren eigenen Sohn, da konnte man nicht so aufschneiden.

... bis er sich selbst nicht recht gut mehr vom sogenannten Fuchs distanzieren konnte, schrieb Hanako, und zwar kam ihm eine FIXE IDEE an, dass er jedermanns Füchse nach deren Extraktion persönlich verschluckt habe, um sie später unter Aufopferung seiner geistigen und körperlichen Gesundheit heim nach Tokyo und durch sein weiteres Leben zu tragen. Das Verschwinden des Studenten Takaoka schien ihm von Füchsischem bereits berührt, was nun wirklich kein Mensch verstehen konnte. Nächtelang heulte er uns im Fieber diesen Unfug vor und wir waren alle sehr froh, dass der ehrenwerte Professor Sakaki davon nichts mitbekam, denn sonst wäre Dr. Shimamuras Karriere gewiss zu Ende

gewesen.

Den letzten Satz strich Hanako. Dann ersetzte sie ›erfreuliches Talent‹ wiederum durch ›Genie‹, um die Sache besser zu balancieren, und probierte ein paar andere Schreibweisen für FIXE IDEE aus.

Und die Sache war die, schrieb sie weiter. *Dr. Shimamura hatte uns aus Shimane nicht nur einen Wahnsinn mitgebracht, sondern auch etwas sozusagen Weiches und Schönes. Dies war uns in der Tat sehr neu an ihm. (Vgl. Kapitel »Dr. Shimamuras Kindheit, ein knochiger Junge, starr im Gemüt«.) Und es war dieses Weiche, Schöne und Neue, das er fortan durch sein Leben trug. Und obwohl dieses Leben fehlschlug und ohne natürliche oder wissenschaftliche Erben blieb, war es doch immer geprägt von diesem schönen, weichen, mitleidenden, nahezu weiblichen Wahnsinn, der sein Genie ...*

Yukiko röchelte. Dann setzte einen Moment lang ihr Atem aus. Dann begann sie zu schnarchen. Seufzend zog Hanako die Decke aus ihrem Gesicht, damit sie sich nicht damit erstickte. Immer saß sie bei Yukikos Lager, wenn sie schrieb. Hanako behielt Yukiko gerne im Blick, besonders wenn diese schlief, denn die meisten alten Leute starben schließlich im Schlaf. Anders als Hanako, die lieber nachdachte, schlief Yukiko gern. Allabendlich wärmte sie ihren Sake und schluckte ihr Veronal. Deshalb wachte sie auch nie auf, wenn Hanako neben ihrem Kopf saß und schrieb und sie dabei immer im Blick behielt.

... der sein Genie etwas hemmte und seinen Patientinnen guttat, schrieb sie den Satz zu Ende.

»Teufel auch«, flüsterte Shimamura Hanako. Auch bei *Genie und Wahnsinn*, merkte sie plötzlich, fehlte jeglicher Konflikt.

Yukiko schnaufte. Dann hörte sie schon wieder zu atmen auf. Hanako wartete eine Weile, dann gab sie ihr einen Klaps. Drüben bei Shunichi, hinter diesen Wänden, in denen er lebte und nachdachte, schlug die Wanduhr viermal.

»Ach, Shunichi«, flüsterte Hanako.

Sie steckte den Pinsel in das Pinselwaschnäpfchen, ein schönes, altes aus Jade mit Malvenblättern und Frosch. Warum schrieb sie nur dauernd? Hanako betrachtete die Tinte, die ins Wasser blutete, und strich die Borsten am Froschkopf ab. Weil er es verdient hat, dachte Hanako. Weil er mein Sohn ist. Weil es jeder verdient hat. Jedes Leben. »Jawohl«, sagte Hanako. Yukiko rasselte, erst mit der Nase, dann im Hals, dann ging unter der Decke ein Leibwind ab.

Sogar Yukiko hätte eine Lebensbeschreibung verdient, dachte Hanako. Sogar Sei, die kleine Krankenschwester aus Kyoto, die jeder für eine Patientin hielt, nur weil ihr Gesicht ein bisschen blödsinnig war und die Beine schief und die Brüste so groß. Einen ganzen Roman habe Sei verdient, dachte Hanako plötzlich, einen Roman mit Liebe, Elend, Schweigen und Suizid. Jeden Morgen versuchte Sei, ihre Brüste unter der Schärpe flachzudrücken, aber sie kamen immer wieder hervor. Darum nannte sie Shunichi auch Anna oder Luise. Mit vollends ausländischen Brüsten war die kleine Sei geschlagen. Ob *Ost und West* vielleicht ein gutes Motto abgäbe? Shimamura Hanako beschloss, es einmal damit zu versuchen, vielleicht schon morgen Nacht. Sie sammelte die beschriebenen Seiten